

Leseprobe aus:

**Petra Oelker**

# Die zerbrochene Uhr



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## EIN NACHMITTAG IM FEBRUAR

Der Mann in der komfortablen Kutsche drückte sich tiefer in seine Pelze und blinzelte grimmig aus dem Fenster. Er lauschte auf das Knarren der Kutsche und war sicher, daß der Weg, dessen tiefe, noch vor wenigen Tagen schlammige Kuhlen nun hart gefroren waren und das Gefährt schüttelten wie ein kleines Boot in der Brandung, die Räder brechen lassen würde.

Das Land lag düster, frostiger Wind fegte über die weite Heide. Alles, was hier lebte, verkroch sich tief im Gestrüpp. Die Hasen drückten sich in ihre Sassen, Feldmäuse, Kaninchen und die einzige Kreuzotternfamilie dieser unwirtlichen Region dösten in den tiefsten Ecken ihrer Löcher und Höhlen und träumten gegen den Winterhunger vom Frühling. Ein wenig weiter südlich, dort, wo magerer Wald dem Wind trotzte, schlief auch ein Dachs zusammengerollt in seinem Bau. Bald würde er erwachen und zur nächtlichen Jagd hinaus in die Heide schleichen. Die war vom Frost so grau wie der Himmel, und nur der Schrei einer Möwe, die sich in ihrer maßlosen Neugier vom Meer hierher verirrt hatte, durchschnitt die Stille über den Hügeln, übertönte gar das Poltern der vierspännigen Kutsche auf dem gefrorenen Weg.

Schon beim Erwachen an diesem Morgen hatte der Mann gewußt, daß ihn kein guter Tag erwartete. Es war

noch dunkel gewesen und das Feuer im Kamin seines Schlafzimmers nur mehr ein letzter Klumpen erlöschende Glut. Der Diener kam, ihn zu rasieren, etliche Minuten zu spät, und das Wasser, das er mitbrachte, war nicht ein wenig mehr als handwarm, wie er es liebte, sondern kalt, als komme es frisch aus dem Brunnen. Der Luftzug in den Fluren des Hauses sei heute so eisig, murmelte der Diener, aber das nützte ihm nichts. Als er endlich mit neuem Wasser zurückkam, hatte er die Schale auf eine mit glühenden Kohlenstücken gefüllte messingne Bettpfanne gestellt, und es war viel zu heiß. Tage, die so begannen, konnten nicht gut enden.

Wahrscheinlich, dachte der Reisende in der Kutsche, würde er heute nacht in dieser verdammten Einöde erfrieren. Und alles nur, weil ein exzentrischer alter Mann, der abgesehen von ein bißchen Gicht und Zahnweh bei bester Gesundheit war, plötzlich zu sterben glaubte und seinem Advokaten ein nicht minder exzentrisches Testament übergeben wollte. Was hieß hier überhaupt alter Mann? Er selbst war nur um fünf Jahre jünger und fühlte sich mit seinen Vierundfünfzig bei Gott noch nicht alt.

Dieses verdammte Testament. So war es eben, wenn ein reicher Mann nicht, wie es sich gehörte, beizeiten eine vernünftige, gesunde Ehefrau wählte. Der Mensch braucht Erben von eigenem Blut. Alles andere ist nicht in Gottes Sinn und bringt Verdruß, wenn nicht gar Schlimmeres. Sein Klient hatte sich dieser Pflicht entzogen. Und nun? Nun hatte er sein Testament gemacht, aber was für ein Testament!

Nur einen Menschen, so hatte er gesagt, habe er in seinem ganzen Leben für würdig befunden, sein Erbe anzutreten. Einen Freund aus alter Zeit, ein Uhrmacher,

fromm und gottesfürchtig wie er selbst (und wahrscheinlich ebenso geizig, hatte der Advokat in Gedanken hinzugefügt), eine treue Seele und der einzige, der nie versucht hatte, ihn zu übervorteilen oder von seinem wachsenden Reichtum zu profitieren. Der einzige! hatte er noch einmal betont, was der Advokat gelassen ignorierte. Er hatte längst gelernt, daß Reichtum nicht unbedingt zu Zufriedenheit, aber immer zu wucherndem Mißtrauen führt.

Da war also dieser Freund gewesen, der einzige in der armen Welt des reichen Mannes. Leider war der schon lange tot, und leider hatte er auch nur zwei Töchter gezeugt. Weibliche Wesen, also keine, denen man Besitz anvertrauen konnte. Deshalb sollte deren erstgeborener Sohn, egal, ob die jüngere oder die ältere zuerst Mutter wurde, der Erbe sein. Was etliche Probleme aufwarf. Noch waren diese Töchter nicht einmal verheiratet. Würden sie überhaupt Söhne gebären? Und wann? Immerhin war bekannt, wo die Mädchen jetzt lebten, in Anbetracht dieser seltsamen Umstände schon ein Glück. Da sein Klient ihm streng verboten hatte, den Inhalt des Testaments schon vor der Geburt seines zukünftigen Erben bekanntzugeben, würde ihm also nichts anderes übrigbleiben, als den Lebensweg der beiden Mädchen zu verfolgen, die, gerade achtzehn und zwanzig Jahre alt, mit ihrer Mutter in einer nur wenige Meilen entfernten Stadt lebten. Die Witwe und die Töchter des treuen alten Freundes verdienten ihren Unterhalt brav, aber mühsam als Näherinnen. Sie waren im heiratsfähigen Alter, wenn er Glück hatte, beeilten sie sich mit der Ehe und dem Mutterwerden. Und waren hoffentlich so klug, Männer zu wählen, die über genug Verstand zur Verwaltung

eines solch riesigen Erbes verfügten. Zumindest genug Verstand zur Wahl der richtigen Berater.

Seinen Vorschlag, den Damen, so nannte er sie nun auch bei sich, schon jetzt eine Rente auszusetzen, damit sie ohne Not leben konnten, damit sie auch einen passenden Ehemann fanden, anstatt sich an irgendeinen Schuster oder Prediger zu vergeuden, hatte der Alte entschieden zurückgewiesen. Solcherart unverdiente Geschenke machten nur bequem, hatte er geknurrte, der Besitz müsse für den Sohn beisammengehalten werden. Punktum. Die Möglichkeit, daß keines der Mädchen einem Sohn, sondern nur Töchtern das Leben schenken könnte, schloß er aus.

Trotzdem war es dem Advokaten gelungen, eine Regelung für den Fall einzufügen, daß der zuerst erbberechtigte Sohn starb. Nur die Tatsache, daß der ganze Besitz sonst dem König oder der Kirche zufallen werde, hatte den Advokaten in diesem äußerst hart geführten Disput siegen lassen. Endlich hatte sein Klient sein Siegel unter die Urkunde gesetzt, wiederum Punktum gesagt und ihn entlassen, ohne ihm auch nur eine stärkende Mahlzeit anzubieten oder heiße Steine für den Fußsack mitgeben zu lassen.

Der Advokat rieb seine eiskalten Beine gegeneinander und seufzte. Zu ärgerlich, daß seine beiden Söhne schon verheiratet waren. Es hätte natürlich Skandal gemacht, wenn sie, oder auch nur einer von ihnen, eine Näherin geheiratet hätten, aber der Vorteil, die beiden jungen Damen zu seiner Familie zu zählen, wäre eine grandiose Entschädigung für den Verlust der einen oder anderen Einladung in die guten Häuser der Stadt gewesen. Auf alle Fälle wollte er seine Frau und seine Schwiegertöch-

ter dazu anhalten, künftig zumindest ihre Weißwäsche bei ihnen nähen zu lassen. Schließlich würde eines der Mädchen irgendwann, womöglich schon bald, einen vertrauenswürdigen Advokaten brauchen.

Gerade als er begann, darüber nachzudenken, welchen Betrag er für die heimliche Verfolgung des Lebensweges der künftigen Mutter des künftigen Erben in Rechnung stellen sollte, machte die Kutsche einen Satz. Sie schwankte schwer, und er hörte dieses gräßliche Geräusch, das er schon seit einer Stunde erwartete. Zuerst ein Knarzen, dann brach Holz mit trockenem Knall, die Kutsche rutschte noch einige Fuß weit an der neben dem Fahrweg aufsteigenden Böschung entlang und blieb schließlich tief zur Seite gelehnt liegen.

Der Advokat stöhnte. Nicht, weil er sich verletzt hatte, die Pferde waren nur im Schritt gegangen, und seine Pelze hatten den Aufprall gut abgefedert, sondern weil er diese Nacht nun nicht in seinem bequemen Bett in der sicheren Stadt verbringen würde, sondern auf einem verlausten Strohsack, umgeben von Gesindel, in einer der kalten Bauernkaten, die sich hinter dem nächsten Hügel duckten. Er hatte es gewußt: Kaltes Wasser am Morgen und ein so exzentrischer letzter Wille mußten ein schlechtes Omen sein.



*Hamburg,  
im August 1768*





# 1. KAPITEL

DONNERSTAG, DEN 4. AUGUSTUS,  
VORMITTAGS

Die kleine Lerche hatte schon alle Kirchtürme umrundet, war in etliche Höfe eingetaucht, einer Steinschleuder, einem einäugigen schwarzen Kater und dem Netz eines Vogelfängers entkommen, als sie endlich einen stillen Hof mit einer einladenden Linde entdeckte und sich erschöpft auf einem sanft schaukelnden Ast niederließ. Der Baum stand an einem seltsamen Ort. Der von länglichen Gebäuden aus uralten Steinen gänzlich umschlossene Innenhof lag verlassen, die großen Fenster wirkten wie dunkle Spiegel. Von irgendwoher kam ein monotones Gemurmel, aber niemand war zu sehen, kein Mensch, nicht einmal ein Hund oder ein Huhn, kein Hammer lärmte, keine Säge kreischte – keine Gefahr weit und breit.

Natürlich war sie dennoch nicht allein. In einer großen Stadt war immer jemand in der Nähe, und hier, hinter den Mauern um den stillen Hof, waren es mehr als zweihundert Schüler. In einem der Räume saß ein Junge an seinem Pult nahe dem Fenster und blickte nicht, wie es sich gehörte, nach vorne zum Lehrer, sondern hinaus in den Innenhof. Das Fenster war nur einen Spaltbreit geöffnet, aber er hatte die Landung des zierlichen Vogels beobachtet und den Gesang gehört. Auch wenn er nicht davon

träumte, zu fliegen – die ganz großen Abenteuer waren nicht seine Sache –, so wünschte er sich in diesem Moment doch nichts sehnlicher, als frei zu sein wie ein Vogel an einem Sommertag und in den warmen Morgen hinauszulaufen. Niklas Herrmanns an seinem Pult im Zimmer der Tertia lernte gern, aber die Schule liebte er nicht.

«... nach dem hebräischen Wörtlein <Sabbat>. Dieses bedeutet eigentlich <feiern>, das heißt Muße von der Arbeit haben, daher pflegen wir zu sagen <Feierabend machen> oder <heiligen Abend geben>. Nun hat Gott im Alten Testament den siebten Tag ...»

Die Stimme des Jungen, der neben der ersten Bank stand und aus dem Katechismus deklamierte, klang fromm und bedeutungsvoll. Niklas glaubte sogar einen gewissen missionarischen Eifer herauszuhören, was ihn nicht wunderte. Luthers Erläuterungen zum dritten Gebot sagten, warum der Feiertag zu heiligen sei, vor allem aber, daß damit nicht Faulenzen oder gar im Wirtshaus liegen und toll und voll sein wie Säue, sondern Beten und auch Arbeiten gemeint sei. Zudem wurde darin mehrmals vor dem Teufel gewarnt, und Finkmeister, so hieß der Schüler von der ersten Bank, liebte es nun einmal, anderen einen Spaß zu verderben, notfalls auch mit dem drohenden Hinweis auf den allgegenwärtigen Antichrist.

Er wäre ein hübscher Junge gewesen, wenn er sich nicht stets bemüht hätte, seinen wasserblauen Augen einen herablassenden strengen Blick aufzuzwingen, seine noch kindlich weichen Lippen wie in unablässiger Mißbilligung aufeinanderzupressen, kurz gesagt: auszusehen wie Lehrer Donner von der Sekunda. Der war ein äußerst strenger Mensch, den niemand je bei einer Geste der

echten Herzlichkeit und des Frohsinns ertappt hatte. Gewiß hielt er solcherart menschliche Regungen für sündige Leichtfertigkeiten. Wohl verzog er seine Lippen hin und wieder zu einem Lächeln, aber das ließ an die Fröste im Februar denken, einige fanden sogar, an eine Natter. Finkmeister jedenfalls war der einzige Schüler der Tertia, der sich nicht auf seine Versetzung freute, weil er damit dem Abschluß der Schule und der Entlassung in die Freiheit ein Jahr näherrückte, sondern weil er dann endlich seinem Idol, Monsieur Donner, so nahe wie möglich war.

Niklas Herrmanns gab sich keine große Mühe, Finkmeister zuzuhören. Er hatte seinen morgendlichen Vortrag schon absolviert und konnte sich erlauben, mit den Gedanken auszureißen. Lehrer Bucher hatte ihn heute gleich als zweiten aufgerufen, nach Böttcher IV, der nun auf der Eselsbank saß, mit Tinte herumkleckste, seine Feder ruinierte und vorgab, seine Strafaufgabe zu erfüllen, eine saubere Abschrift der Erläuterungen Martin Luthers zum vierten Gebot. Böttchers Vortrag der Worte des großen Reformators über das Gebot ›Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren‹ war nicht nur eine arge Stottereier gewesen. Auch hatte er die Worte des Katechismus immer wieder so verdreht, daß schon nach wenigen Minuten die ganze Klasse vor unterdrücktem Gelächter zu platzen drohte, und Niklas war sicher, daß es auch in Monsieur Buchers Gesicht verräterisch gezuckt hatte. Gewiß erfüllte Böttchers Vortrag nicht den in der Schulordnung vorgesehenen Zweck, nämlich das beständige Beschäftigen mit den Lebensregeln Luthers und die Übung des öffentlichen Vortrags, die sowohl für einen Gelehrten als auch für einen Kaufmann oder städtischen

Deputierten von großem Nutzen waren. Aber es war allemal vergnüglich gewesen. Böttcher würde gewiß eines Tages bei den Komödianten landen, hatte Niklas neulich im Hof zwei Lehrer einander zuflüstern hören, die Komödie sei eindeutig sein wahres, leider auch sein einziges Talent.

Niklas mußte das achte Gebot und die dazugehörigen Erläuterungen vortragen. Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Obwohl er sehr schön zu lesen und zu deklamieren verstand, hatte Lehrer Bucher ihn seltsamerweise nur den Anfang der Erläuterung vortragen lassen. «Außer unserem eigenen Leib, unserem Ehegemahl und unserem zeitlichen Gut haben wir noch einen Schatz, den wir auch nicht entbehren können, nämlich Ehre und guten Ruf. Denn es kommt darauf an, nicht unter den Leuten in öffentlicher Schande, von jedermann verachtet zu leben.»

So weit war er schnell und ohne Fehler gekommen, obwohl ihm ein Rest des Lachens über Böttchers Eulenspiegelei immer noch in der Kehle steckte. «Darum», so fuhr er fort, «will Gott des Nächsten Leumund, guten Ruf und Gerechtigkeit, so wenig wie Geld und Gut ...»

«Es ist genug, Herrmanns», hatte Bucher da plötzlich gesagt, «es ist gut. Setzen. Sehr gut.»

Nun war Finkmeister dran, und alle, außer Lehrer Bucher natürlich, aber ganz gewiß war das nicht, warteten begierig auf einen Fehler. Finkmeister machte keinen, er erinnerte sich auch heute wie immer an alles, was sehr langweilig war. Nicht einmal die getrocknete Vogelbeere, die aus einer der hinteren Bänke angeflitzt kam, brachte ihn ins Stolpern, obwohl sie sein linkes Ohr streifte. Finkmeister war ein echtes Kreuz. In all den